

Eingeladen, ausgeladen, vor den Kopf gestoßen

Kein Visum für Provenienzforscher aus Kamerun

„Die deutsch-kamerunischen Beziehungen sind gut und werden im Rahmen von regelmäßigen Kontakten auf Regierungsebene gepflegt.“ So steht es auf der Homepage des Auswärtigen Amtes. Am Ende des Artikels über das Verhältnis zwischen der ehemaligen Kolonialmacht Deutschland und dem ehemaligen „Schutzgebiet“ Kamerun folgt der ein wenig seltsam anmutende Hinweis, eine Gewähr für die Richtigkeit und Vollständigkeit der Angaben könne nicht übernommen werden. Doch die ministerielle Vorsicht scheint nicht einmal übertrieben, denn zur Zeit knirscht es heftig im diplomatischen Gebälk: Die Deutsche Botschaft in Jaunde sieht sich mit dem Vorwurf des „strukturellen Rassismus“ konfrontiert.

Erhoben hat diesen Vorwurf Albert Gouafo, Professor für Germanistik und interkulturelle Kommunikation an der Universität von Dschang. Drei Wissenschaftler aus seinem Kameruner Team sollten an einer Konferenz teilnehmen, mit der das Museum Fünf Kontinente, das ehemalige Staatliche Museum für Völkerkunde in München, ein Provenienzforschungsprojekt zur Sammlung Max von Stettens, des Kommandeurs der kaiserlichen deutschen Truppen in Kamerun, abschließen wollte. Aber die deutsche Botschaft monierte die fehlende Geburtsurkunde eines Dekans, hegte offenbar Zweifel an der Bereitschaft einer Wissenschaftlerin, nach Ablauf der Tagung in ihre Heimat zurückzukehren, und lehnte die Visumsanträge ab. Dass Kamerun, wie mehr als hundert andere Länder auch, als Hochrisikogebiet gilt, scheint keine Rolle gespielt zu haben.

Bénédicte Savoy, eine der maßgeblichen Stimmen auf dem Gebiet der Restitutionsdebatte und der Dekolonisierung

europäischer Museen, beklagt, dass hier die „restriktive Visapolitik Deutschlands und der EU“ einmal mehr die Forschung zu Objekten aus kolonialen Kontexten konkurrenzlos. Tatsächlich ist die Situation paradox: Der deutsche Staat, in Gestalt seiner Pass- und Visastelle in Jaunde, hindert kamerunische Wissenschaftler an der Teilnahme an einer Tagung zur deutsch-kamerunischen Geschichte, die ein deutsches Museum veranstaltet und die der deutsche Staat, in Gestalt des Zentrums für Kulturgutverluste, unterstützt und fördert.

Bénédicte Savoy hat die Begründung der Botschaft auf Twitter als „fragwürdig“ bezeichnet. Deutschlandfunk Kultur zitiert aus einem der Ablehnungsbescheide und spricht von einer „kolonialpolitischen Ohrfeige“ für die Wissenschaftler aus Kamerun. Aber die Ohrfeige trifft auch ihre deutschen Kollegen, denn ein adäquater wissenschaftlicher Umgang mit der Kolonialgeschichte ist ohne Beteiligung von Wissenschaftlern aus den ehemaligen Kolonialgebieten kaum möglich und nur wenig sinnvoll. Die Forscher aus Kamerun werden nun lediglich per Videoeinblendung an der Tagung teilnehmen können.

Die Sammlung Max von Stettens, die auch auf brutale Strafexpeditionen unter von Stettens Kommando zurückgeht, umfasst etwa zweihundert Objekte. Das bekannteste darunter ist der sogenannte „Blauer Reiter Pfosten“, ein reichverzierter Hauspfosten, den die Künstlergruppe „Blauer Reiter“ 1912 in ihren Almanach aufnahm. Wie von Stettens in den Besitz des Pfostens gelangte, was seine Schnitzmotive bedeuten, wer ihn für wen geschaffen hat – über all das ist auch hundertundzwei Jahre später so gut wie nichts bekannt. HUBERT SPIEGEL

Baut Eisenbahnen!

In England kommt eine Holzfigur aus der frühen Römerzeit ans Licht / Von Gina Thomas, London

Zunächst glaubten Archäologen im Juli vergangenen Jahres bloß, auf ein abgewetztes Stück Holz gestoßen zu sein. Dann erkannten sie in dem wassergetränkten Graben eine geschnitzte menschliche Figur, die inzwischen als wichtiger Fund aus der frühen römischen Zeit identifiziert worden ist. Je länger man die siebenundsechzig Zentimeter hohe, achtzehn Zentimeter breite Skulptur betrachtet, desto mehr zeigt sie. Auf dem leicht nach links gewandten Kopf ist Haar oder eine Kopfbedeckung auszumachen, sogar die Nase und Augenhöhlen. Die Figur trägt ein oberhalb der Knie endendes, einer Tunika ähnelndes Gewand, Ton-scherben, die im selben Graben lagen, werden auf die Zeit zwischen den Jahren 43 und 70 nach Christus datiert. Ob die Holzfigur aus der gleichen Zeit stammt, soll eine Kohlenstoffanalyse eines Fragments erweisen.

Den Vermutungen der Archäologen zufolge könne es sich eher um eine absichtlich begrabene Opfergabe als um ein weggeworfenes Objekt handeln. Bedeutend ist der Fund aus der Gegend von Twyford in Buckingham-

shire, rund sechzig Kilometer westlich von London, auch, weil Kunstwerke dieses Alters aus organischem Material nur selten auf uns kommen. In diesem Fall hat sich das Holz wegen des Mangels an Sauerstoff in der feuchten Erde erhalten. Seit der Auffindung des „Dagenham Idols“ vor hundert Jahren am Nordufer der Themse, einer anthropomorphischen Holzfigur aus der späten Jungsteinzeit, sei nichts Vergleichbares entdeckt worden.

Die Figur gehört zu den zahlreichen Funden, die seit 2018 im Zusammenhang mit dem Bau der neuen Eisenbahnschnellstrecke zwischen London und Birmingham ans Licht gekommen sind. Erst vor wenigen Tagen wurde die Freilegung einer verschwundenen römischen Handelsstadt mit einer zehn Meter breiten Straße auf dem Gelände eines ehemaligen Rieselfeldes in der Nähe des mittelländischen Leicester bekannt. Brunnen, Werkstätten, Brennöfen und Gießereien deuten ebenso wie mehr als dreihundert über das Areal verstreute römische Münzen, Glas- und Tongefäße und Schmuckstücke auf eine rege Handelstätigkeit.



Weggeworfen oder planvoll deponiert? Die römische Holzfigur, von vorn und von der Seite. Foto HS2

In eine zerstörte Ordnung geboren

Vom Provokateur zum Académicien: Frankreich ehrt Georg Baselitz mit einer Retrospektive im Centre Pompidou.

Von Bettina Wohlfarth, Paris

Mit Etiketten wie Provokateur, Nonkonformist oder Wüterer lässt sich Georg Baselitz längst nicht mehr fassen. In sechs Jahrzehnten einer vielseitigen, fast herkulischen Schaffenskraft ist der Maler und Bildhauer vom jungen Aufrührer der deutschen Kunstszene längst zu einem anerkannten Alten Meister geworden. Geehrt durch zahlreiche Museumsausstellungen – die letzte große Werkschau fand 2018 zum achtzigsten Geburtstag in der Schweizer Fondation Beyeler statt –, gehört Baselitz zum international gesammelten Establishment. Frankreich gab dem Deutschen kürzlich auch noch die letzte künstlerische Adulung und erteilte dem frankophilen Baselitz einen Sitz in der hohen Akademie der Schönen Künste unter der Kuppel des Institut de France.

Diese Auszeichnung ist von einer umfassenden Retrospektive begleitet, die vom Kurator Bernard Blistène, in enger Zusammenarbeit mit dem Künstler selbst, ausgerichtet wurde. Sie zeigt in etwa hundert Exponaten einen kompletten Überblick mit Schlüsselwerken aller Schaffensperioden, vornehmlich Gemälden, aber auch Skulpturen, Zeichnungen und Lithographien. Im Pompidou lässt sich Baselitz' langer Weg mit immer neuen Werkphasen und Zyklen von den Sechzigern bis ins Heute abschreiten. Es ist der Weg eines Künstlers, der sich in der Kunstgeschichte, auf die er immer wieder Bezug nimmt, verankert hat und aus dieser Position heraus intensiv mit der Materialität, mit der physischen Dimension seines Schaffens, auseinandergesetzt hat.

Am Anfang steht die wutgeladene Provokation der künstlerischen Geste, die aus der Wunde der eigenen und kollektiven Erfahrung entspringt. Georg Baselitz wurde 1938 mit dem eigentlichen Namen Hans-Georg Kern im sächsischen Deutschbaselitz geboren. Sein Vater war überzeugter Nationalsozialist. Ein der Ausstellung vorgelagertes Zitat gibt den Schlüssel zu Baselitz' Werk: „Ich bin in eine zerstörte Ordnung hineingeboren worden, in eine zerstörte Landschaft, in eine zerstörte Gesellschaft. Und ich wollte keine neue Ordnung einführen (...). Ich war gezwungen, alles in Frage zu stellen (...).“ 1957 lief der junge Maler in den Westen über und entdeckte Künstler wie Jean Dubuffet und Antonin Artaud oder die extreme Bildsprache der Werke des Art Brut, die seinem Empfinden entsprachen und neue Wege im künstlerischen Ausdruck aufzeigten.

Im Pompidou erlebt man den ersten Ausstellungssaal auch heute noch wie einen Schlag in die Magengrube. Hier hängen die Gemälde der frühen Sechzigerjahre in ihren bräunlich, grünlich, grünlich oder fleischhaft-rötlichen Tönen, die in einer zornig unsauberen Malgeste auf die Leinwand aufgetragen wurden. Wie ein aufgewühlter Körper liegt „Der nackte Mann“ omanierend auf einer rotbraunen Bettstatt. Das bekannte Skandalbild „Die große Nacht im Eimer“ zeigt ein Hitler ähnelndes Männchen mit verzerrtem Gesicht, das sich an seinem überdimensionierten Penis abarbeitet. Bei seiner Schau 1963 wurde das Gemälde von der Sittenpolizei konfisziert, und es kam zum Prozess. Der Weg zum Ruhm ist bei ihm mit Kampfansagen



Nicht kopfstehend, aber doch stark zergliedert: Georg Baselitz' monumentales Gemälde „Für Larry“, 1967

Foto Museum

an das verdrängende Nachkriegsdeutschland und den vornehmlich abstrakten künstlerischen Mainstream gepflastert. 1969 brachte das Auf-den-Kopf-Stellen seiner Gemälde neuerliche Aufmerksamkeit. Wieder entstand eine heftige Debatte, als er 1980 auf der Biennale von Venedig den deutschen Pavillon mit seiner Naziarchitektur mit dem grob behauenen „Modell für eine Skulptur“ bestückte, das einen liegenden Mann mit erhobenem Arm zeigte. Die Position war der afrikanischen Stammeskunst abgesehen – sie hat großen Einfluss auf sein Werk –, bekam aber im Kontext eine unmissverständliche Aussage.

Zu allen Zeiten, das macht die Pariser Ausstellung erfahrbar, haben seine Werke in ihrem ausgefeilten, nur scheinbar rohen Zustand eine bestrickende Energie und Präsenz und stellen den Körper in den Mittelpunkt: Nicht als Versuch einer realistischen Darstellung, sondern als in die Malerei oder Skulptur übertragene Erfahrung einer physischen und emotionalen Reali-

tät. Baselitz' Körper sind Menetekel einer katastrophalen Welt. Schon in den Sechzigern, noch bevor er seine Bilder methodisch auf den Kopf stellte, malte er klobige, zerfetzte „Helden“, die im Großformat des Historienbildes ein Desaster verkörpern. Eines seiner „Heldenbilder“ ist dem künstlerisch verwandten Gustave Courbet gewidmet. Courbet ist auch in den kopfübergedrehten Landschaftsbildern bis hin zu manchen Fingermalereien, die die Schau zeigt, des Meisters Meister. Baselitz arbeitete ein Leben lang jenseits aller Strömungen seiner Zeit, ob Abstraktion, Pop-Art oder Konzeptkunst. Mit dem Geniestreich, mit dem er 1969 zum ersten Mal ein Gemälde umdrehte und dadurch radikal nicht nur den Blick auf das Dargestellte, sondern auch auf die Pinselführung entfremdete, entkam er den Konventionen wie auch der künstlerischen Sackgasse. Er öffnete eine Bresche im Grabenkampf zwischen Figur und Abstraktion. Ein eigener Raum führt erstmalig eine faszinierende

Werkgruppe der Achtziger zusammen, die sich mit Munchs Selbstporträts und seinem „Schrei“ auseinandersetzt.

In einem anderen Raum werden drei der hierarchischen, schwefelgelben Köpfe der Skulpturenreihe „Dresdener Frauen“ (1990), die die Zerstörungserfahrung in malträtierten Kerben materialisieren, von fast abstrakten Großformaten der „Bildübereins“-Serie umgeben, in denen sich die Malschichten wie physisch gewordene Erinnerungskumulationen überlagern. Im vergangenen Jahrzehnt sind es vornehmlich alternde Leiber, die kopfunter, zitternd fast, in einem tiefen Bildraum schweben. In erstaunlichen Farbgebungen sind diese Figuren – der Künstler malt sich und die Frau seines Lebens, Elke – auf ihre schutzlose Körperlichkeit zurückgeworfen und transzendieren zugleich ihre Existenz.

Baselitz. Retrospektive. Centre Pompidou, Paris; bis 7. März. Der Katalog kostet 45 Euro.

Weibliche Spatzen dringend gesucht

Späte Revolution: Christian Heiß erklärt, warum der Regensburger Domchor jetzt Mädchen aufnimmt

Unlängst verkündete der Regensburger Domchor, er werde vom kommenden Schuljahr an Mädchen aufnehmen und einen Mädchenchor aufbauen. Der Leiter der Domschatzen, Christian Heiß, war früher selbst einer. Seit 2019 ist der zweiundfünfzigjährige Vater dreier Kinder Domkapellmeister.

Herr Domkapellmeister, die Domschatzen besteht seit 1047 Jahren. Warum jetzt diese Entscheidung?

Die Überlegung, Mädchen aufzunehmen, wurde schon in der Amtszeit meines Vorgängers immer wieder thematisiert. Nachdem jetzt unser gesamter Campus mit Chorbereich, Gymnasium, Tagesbetreuung und Internat erweitert und renoviert wurde, haben wir räumlich und personell die entsprechenden Kapazitäten, um diese Entscheidung zu treffen.

Köln, Bamberg, Würzburg und Frankfurt haben schon lange Mädchenchöre. Stimmt, wir machen jetzt etwas, was anderswo längst üblich ist. In Regensburg hat es einfach ein wenig länger gedauert.

Trägt der Klerus die Entscheidung mit? Es gibt immer noch Priester, die es nicht so toll finden, dass Mädchen als Messdienerinnen vor dem Altar stehen. Wir hatten intensive und immer gute Gespräche mit dem Bischof und dem

Domkapitel, alle stehen eindeutig hinter dieser Entscheidung.

Wie wollen Sie den Mädchenchor entwickeln?

Wir sind hoffnungsvoll aufgrund der Anfragen, dass wir möglichst schnell hör- und sichtbar werden, einfach um Außenwirkung zu haben. Die Voraussetzungen sind da: ein Gymnasium mit einem sehr gut aufgestellten Kollegium und Ganztagsbetreuung. Und jetzt suchen wir eine Chorleitung für den Mädchenchor, jemand, der das eigenverantwortlich in die Hand nimmt.

Wird es einen gemischten Chor geben?

An eine grundsätzliche Durchmischung der Chöre ist nicht gedacht. Der Mädchenchor als reiner Oberstimmchor ist eine eigene Einheit. Synergieeffekte wie gemeinsame Auftritte will ich nicht ausschließen. Ich finde es sehr wichtig, dass die Mädchen auch musikalisch ein ganz eigenes Profil entwickeln.

Mädchenchöre haben also auch andere Repertoiremöglichkeiten?

Brahms hat schon gleichstimmige Musik komponiert, Mendelssohn sowieso, im modernen Bereich gibt es Bob Chilcott, der viele Messvertontungen geschrieben hat. Vor allem in der nordischen Musik gibt es Gleichstimmiges, etwa bei Knut



Christian Heiß

Foto dpa

Nystedt. Wir denken auch daran, Kompositionsaufträge zu vergeben. Ich selbst habe auch schon Chormusik geschrieben. Es ist immer spannend, einem Chor etwas auf den Leib zu schneiden.

Kommen die künftigen Schülerinnen in den Genuss der gleichen Bildungsangebote wie die Domschatzen?

Unbedingt. Wir sind eine gemischte Schule – die Buben dürfen sich also über alle Jahrgangsstufen hinweg an die Mädchen gewöhnen. Zwei haben diese Woche schon vorgesungen bei mir, eine Fünft- und eine

Zehntklässlerin. Das hilft uns beim Aufbau des Chors, wenn die Mischung stimmt, wenn man kräftigere Stimmen dabei hat mit Singenerfahrung. Die Mädchen bekommen außerdem im selben Umfang Stimm- bildung und Instrumentalunterricht.

Sie haben, bevor Sie nach Regensburg wechselten, viele Jahre in Eichstätt Mädchenchöre geleitet. Gibt es Unterschiede zu Knabenchören?

Die chorische Arbeit, das Erlernen von Stücken mit dem entsprechenden musikalischen Ausdruck, ist dieselbe. Die Buben haben vom Körperbau her durch einen größeren Thorax eine etwas andere körperlich-stimmliche Anlage. Aber in Sachen Auffassungsaufgabe und Musikalität gibt es keine Unterschiede.

Und in der Disziplin?

Auch da habe ich keine großen Unterschiede festgestellt, es gibt Brave und Freche bei beiden Geschlechtern.

Kommt als Nächstes ein diverser Chor? Das haben mich tatsächlich schon einige Buben gefragt.

Was haben Sie geantwortet? Ich bin mit euch aktuell genug beschäftigt (lacht), da mach ich mir keine Gedanken.

Die Fragen stellte Hannes Hintermeier.